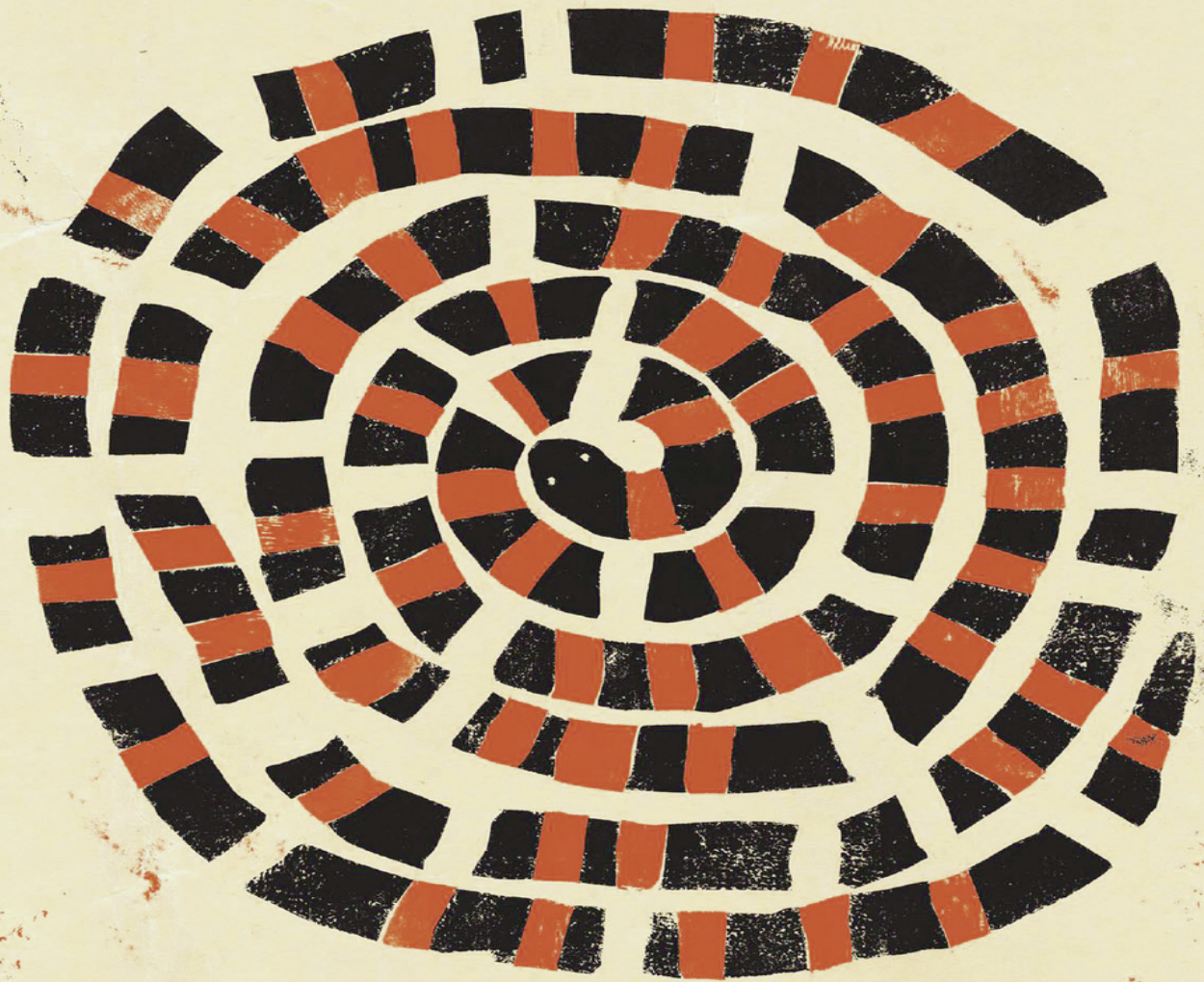


CHINUA ACHEBE



**TERMITENHÜGEL
IN DER SAVANNE**



Chinua Achebe

Termitenhügel in der Savanne

Roman

Aus dem Englischen von Susanne Koehler

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Im westafrikanischen Staat Kangan verhilft ein Militärputsch dem jungen, in England ausgebildeten Offizier Sam an die Macht. Seine Freunde Chris Oriko, Informationsminister der Regierung, und Ikem Osodi, Dichter und Chefredakteur der regierungskritischen *National Gazette*, kennen Sam aus Studienzeiten und müssen mit ansehen, wie der charmante junge Mann sich zu einem machtbesessenen und gefährlichen Despoten entwickelt. Als Ikem sich gegen ihn zu stellen beginnt, bringt er nicht nur sich selbst, sondern das ganze Land in Gefahr.

Chinua Achebe wendet sich mit seinem letzten Roman der afrikanischen Gegenwart zu und erzählt am Beispiel des fiktiven Kangan eindrücklich von der Atmosphäre eines Staates an der Schwelle zur Diktatur.

»Da war ein Autor mit dem Namen Chinua Achebe, in dessen Gesellschaft die Gefängnismauern einstürzten.«

Nelson Mandela über die Bücher, die er im Gefängnis gelesen hatte.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Chinua Achebe wurde 1930 in Ogidi im Osten Nigerias als Sohn eines Katechisten aus dem Stamm der Igbo geboren. Er studierte am University College von Ibadan und lehrte seitdem an nigerianischen, englischen und amerikanischen Universitäten. 1958 erschien sein erster Roman ›Alles zerfällt‹, der zu den wichtigsten Büchern des 20. Jahrhunderts zählt. 2002 wurde Achebe für sein politisches Engagement mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geehrt, 2007 erhielt er den Man Booker International Prize. Chinua Achebe starb 2013 in Boston.

Uda Strätling lebt in Hamburg und hat u.a. Emily Dickinson, Henry David Thoreau, Sam Shepard, John Edgar Wideman und Aldous Huxley übersetzt.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 1987
unter dem Titel ›Anthills of the Savannah‹
bei Heinemann, London
© 1987 Chinua Achebe

Für diese Ausgabe:

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596
Frankfurt am Main

Covergestaltung: buxdesign, München

Coverabbildung: Edel Rodriguez

ISBN 978-3-10-400731-1

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

[Hauptteil]

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

Idemili

Nwanyibuife

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

Hinweis zur Übersetzung

[Hauptteil]

1

Erster Zeuge – Christopher Oriko

»Sie verschwenden unser aller Zeit, Herr Informationsminister. Ich werde nicht nach Abazon gehen. *Finish! Kabisa!* Noch etwas auf der Tagesordnung?«

»Wie Exzellenz wünschen. Aber ...«

»Keine Widerrede, Mr Oriko! Die Angelegenheit ist erledigt, habe ich gesagt. Wie oft, um Himmels willen, soll ich das eigentlich noch wiederholen? Warum haben gerade *Sie* Probleme, meine Entscheidungen zu schlucken? Egal, worum es sich handelt?«

»Tut mir leid, Exzellenz. Aber es bereitet mir keinerlei Schwierigkeiten, Ihre Entscheidungen zu schlucken *und* zu verdauen.«

Sein wuterfüllter Blick traf mich und ließ mich nicht mehr los. Einen Augenblick lang hatten sich unsere Blicke im Nahkampf gemessen, dann senkte ich meinen in zeremonieller Kapitulation auf die glänzende Tischplatte. Langes Schweigen. Doch er war keineswegs besänftigt. Vielmehr gelang es ihm, in kürzester Zeit das Schweigen selbst zu einer eigenen Art der

Auseinandersetzung werden zu lassen, ähnlich dem Blinzelspiel der Kinder. Auch hier trat ich ihm den Sieg ab. Ohne aufzuschauen, wiederholte ich: »Es tut mir sehr leid, Exzellenz.« Vor einem Jahr noch hätte ich das nie ein zweites Mal über die Lippen gebracht, ohne mir selbst schwerste Gewalt anzutun. Heute tat ich es, als erwiese ich ihm ganz beiläufig einen Gefallen. Mir bedeutete es überhaupt nichts, bereitete mir keinerlei Unannehmlichkeit, doch ihm bedeutete es alles.

Ich betrachte das Ganze als ein Spiel, das relativ unschuldig begonnen hatte, doch plötzlich seltsam und gefährlich geworden war. Möglicherweise kann sich selbst diese Einschätzung noch als zu optimistisch herausstellen. Denn sollte ich recht haben, dann müsste beim Rückblick auf die beiden vergangenen Jahre ein besonderer und entscheidender Augenblick herausgreifbar sein, von dem gilt, ab dem und dem Punkt wurden die Spielregeln außer Acht gelassen, und alles ist schiefgelaufen. Doch obwohl ich hartnäckig und lange danach gesucht habe, habe ich weder einen solchen Augenblick noch eine solche Ursache finden können. Und so hat es langsam den Anschein, dass das Ganze wohl nie ein Spiel war, dass der gegenwärtige Zustand von Anfang an bestanden hat und dass ich nur zu blind oder zu geschäftig war, ihn wahrzunehmen. Doch die eigentliche Frage, die ich mir oft gestellt habe, lautet: Warum mache ich denn weiter, nun, da mir die Augen aufgegangen sind? Ich weiß es nicht. Aus lauter Trägheit vielleicht. Oder möglicherweise aus reiner Neugier: um zu

sehen, wo es alles ... nun, enden wird. Ich denke dabei nicht so sehr an ihn als vielmehr an meine Kollegen, elf intelligente, gebildete Männer, die dies alles über sich ergehen lassen, die wahrlich alles darangesetzt haben, es heraufzubeschwören, und die selbst jetzt noch nichts begriffen und nichts gelernt haben – die Elite unserer Gesellschaft und die Hoffnung aller Schwarzen. Ich nehme an, dass ich um ihretwillen noch immer auf diesem lächerlichen Beobachtungsposten sitze und absurde Eintragungen in das verrückte Logbuch unseres Staatsschiffes mache. Die Enttäuschung über sie hat sich längst in gleichgültiges klinisches Interesse verwandelt.

Mittlerweile finde ich ihr Tun nicht nur erträglich, sondern durchaus interessant, ja sogar aufregend. Erstaunlich! Wenn ich daran denke, dass ich persönlich fast die Hälfte von ihnen zur Berufung ins Ministeramt vorgeschlagen habe.

Und rückhaltlose Ehrlichkeit gebietet mir natürlich, einen letzten Faktor zu erwähnen, der mich weiterhin auf meinem Posten verbleiben lässt – eine Tatsache, derer ich mich ein wenig schäme –, dass ich nämlich diese Dinge nicht niederschreiben könnte, wäre ich nicht hier, um alles zu beobachten. Keiner sonst würde es tun.

Während wir steif um den Mahagonitisch saßen, konnte ich ihre Gedanken lesen: *Tja, wieder so ein Tag*. Was einen schlechten Tag bedeutete. Heutzutage haben wir gute oder schlechte Tage, je nachdem, wie Seine Exzellenz am Morgen aufwacht. An einem Tag wie heute, der nach vielen günstigen Anzeichen plötzlich zu einem schlechten Tag geworden war,

bleibt einem nichts anderes übrig, als vor seinem Schlupfloch zu liegen, bereit, sich in aller Eile darin zu verkriechen. Und vor allem den Mund zu halten, denn nichts ist gefahrlos – nicht einmal die als Diskussionsbeiträge verkleideten Schmeicheleien, in denen wir zu wahren Experten geworden sind.

Zu meiner Rechten saß der Honourable Commissioner für Erziehung und Bildung. Er ist bei weitem der Ängstlichste von allen. Sobald er Gefahr gewittert hatte, hatte er sich in sein Loch zurückzuziehen begonnen, wollte rückwärts verschwinden wie manche Tiere und Insekten. Instinktiv hatte er seine Papiere zusammengeschoben und war gerade dabei, den Aktendeckel zuzuklappen und ihn mit in sein Loch zu ziehen, als sein ganzer Körper plötzlich erstarrte. Stärkere Alarmsignale aus tieferen Instinktschichten hatten ihn möglicherweise darauf aufmerksam gemacht, dass er etwas tat, das in dieselbe Kategorie gehörte, wie Seiner Exzellenz die Tür vor der Nase zuzuschlagen. Dann passiert etwas völlig Absurdes. Er lässt den Aktendeckel so jäh los, dass sich jedermann ihm zuwendet und Zeuge seiner seltsamsten Handlung wird – in panischem Bemühen, wiedergutzumachen und Buße für das unabsichtlich um ein Haar begangene Sakrileg zu tun, breitet er seine Sitzungspapiere wieder aus. Dann lässt er seinen Blick um den Tisch wandern, bis er sich mit dem Seiner Exzellenz kreuzt, um ihn dann sofort auf den Mahagonitisch zu senken. Seit meiner zweiten Entschuldigung war das Schweigen nicht gebrochen worden. Ich war mir ganz

sicher, dass sich der arme Kerl (Originalität war noch nie seine Stärke gewesen) anschickte, es mir wortwörtlich gleichzutun. Ich könnte schwören. Er hielt die Oberarme fest an die Seiten gedrückt, als wollte er sich kleiner machen, die Hände hatte er wie ein Bittsteller auf der Brust gefaltet.

Doch an seiner Stelle spricht Seine Exzellenz. Dabei wendet er sich nicht einmal an ihn, den jüngsten Übeltäter, sondern noch immer an mich. Und dieser erstaunliche Mensch gibt sich fast freundlich, ja versöhnlich. In diesem Augenblick verwandelt sich der Tag. Die feurige Sonne verzieht sich vorübergehend hinter einer Wolke, uns wird Strafaufschub gewährt, und wir beginnen sofort zu feiern. Schon im Voraus höre ich die vielen Komplimente, die wir ihm machen werden, sobald er uns den Rücken gekehrt hat – das Schwierige mit Seiner Exzellenz sei eben, dass er niemals jemandem weh tun und darüber die Sonne untergehen lassen könne.

Diesen Rest Anstand immerhin haben wir uns noch bewahrt: Wir warten tatsächlich, bis er uns den Rücken gekehrt hat. Und einige werden hinzufügen: Das ist schade, denn eigentlich braucht das Land einen rücksichtslosen Diktator. Mindestens fünf volle Jahre lang. Und dann brechen wir alle in übermäßig lautes Lachen aus, denn, meine Güte, wir wissen wohl, dass uns niemals eine solch unverdiente Wohltat wie ein rücksichtsloser Diktator zuteil werden wird.

»Bist du dir eigentlich bewusst, Chris, was du von mir verlangst?«, sagte er. Ich sage nichts, rühre mich nicht, bewege nicht einmal den Kopf. In solchen Augenblicken wird mein

Kopf schwer wie Granit, und obwohl ich durchaus klar und logisch denke, scheinen meine Gedanken von weither zu kommen und die Geschehnisse durch ein Teleskop wahrzunehmen. Ich bemerke – unwichtig vielleicht –, dass er die eisige Distanz von *Mr Commissioner* und *Mr Oriko* hat fallenlassen. Doch ich erlaube es mir nicht mehr, mich von solchen Nettigkeiten ablenken zu lassen. Ich glaube, er hat meine Ruhe entweder als Zustimmung oder als Ablehnung verstanden. Es war keines von beidem. Reines, unverfälschtes Desinteresse.

»Du verlangst von mir, diese Leute für dumm zu verkaufen«, sagt er, und seine Stimme klingt beschwichtigt und ziemlich überheblich. Ich schüttele langsam den Kopf. »Doch, genau das verlangst du von mir«, sagt er lebhaft, durch meine schwache, wiederauflebende Opposition zum Kampf angespornt. »Diese Leute glauben an Regenmacher, machen wir uns doch ihre Unwissenheit zunutze und punkten dabei noch. Genau das verlangst du von mir, Chris. Nun, das kann ich nicht. Ihr scheint alle zu vergessen, dass ich noch immer Soldat bin und kein Politiker.«

Er trägt Zivilkleidung, da er sich zurzeit immer häufiger innerhalb des abgeschlossenen Bereichs des Präsidentenpalastes aufhält – ein weißes, geschmackvoll mit Goldfaden besticktes *Dashiki* und die dazu passende Hose. Im Gegensatz dazu sind viele meiner Kollegen, besonders jene, die von den Universitäten kommen, bestrebt, militärisch auszusehen. Professor Okong trägt nur khakifarbene

Safarianzüge, komplett mit Achselklappen. Es ist erstaunlich, wie sehr der Intellektuelle den Mann der Tat beneidet.

Ich glaube, Seine Exzellenz nahm mein kaum merkliches Lächeln über die Mahnung, dass er noch immer Soldat sei, wahr; er hat ein echtes Talent, in den Gesichtern anderer zu lesen. Ich sah ihn kurz abwägen, ob er reagieren oder mich ignorieren sollte. Schließlich tat er weder das eine noch das andere, sondern etwas wirklich sehr Gekonntes. Er ließ den Blick nicht von mir, doch gleichzeitig gelang es ihm, mir durch seinen Tonfall zu verstehen zu geben, dass ich von dem, was er jetzt sagte, ausgeschlossen sei, dass seine Worte zu kostbar waren, um an professionelle Dissidenten verschwendet zu werden.

»Soldaten sind einfach und geradeheraus«, sagte er trotzig. »Wenn wir euch die Staatsgeschäfte wieder übergeben und in die Kasernen zurückkehren, dann könnt ihr eure bürgerlichen Tricks wiederaufnehmen. Habt ein wenig Geduld.«

An dieser Stelle wird er mutig vom Commissioner der Justiz und Generalstaatsanwalt und dann von allen anderen mit Protestrufen unterbrochen. In Wirklichkeit sind es die wohlgewählten Worte Seiner Exzellenz, die das Signal für diese mutige Unterbrechung geben, denn trotz des Nachdrucks, der in seiner Stimme lag, signalisierten die Worte selbst die Entwarnung und zeigten an, dass wir nun protestieren könnten. Also begannen wir, wieder aus unseren Löchern herauszukriechen. Der Generalstaatsanwalt sagte in seiner

präzisen Art: »Exzellenz, wir dürfen die Wünsche des Volkes nicht verachten.«

»Missachten, meinen Sie«, sagte ich.

»Des Volkes?«, fragte Seine Exzellenz und ignorierte meine Pedanterie.

»Ja, Exzellenz«, erwiderte der Generalstaatsanwalt mutig. »Das Volk hat gesprochen. Sein Wunsch ist offenkundig. Sie sind dazu verurteilt, ihm Ihr Leben lang zu dienen.« Lauter Beifall und »Hört! Hört!«-Rufe. Alle wollen nun etwas sagen.

»Ich bin kein Jurist«, sagt Seine Exzellenz, und sein etwas lauterer Tonfall setzt einer Auseinandersetzung zwischen den Stimmen ein Ende, »nur ein einfacher Soldat. Aber ein Soldat muss sein Wort halten.«

»Doch Sie ... Verzeihung, Exzellenz, können kein Wort brechen, das Sie überhaupt nie gegeben haben. Der Unsinn über die hundert Prozent war ja nichts als die Machenschaft eines Chefredakteurs, der meinem Urteil nach ein Saboteur mit eigenen Interessen ist.«

»Keinerlei Verpflichtung, Exzellenz, Häretikern gegenüber sein Wort zu halten«, dröhnte die Stimme des Reverend, Professor Okong.

»Zur Geschäftsordnung, Exzellenz.« Er starrt mich jetzt wütend an und nickt dann dem Generalstaatsanwalt, der von Okong und mir unterbrochen worden war, zu weiterzureden.

»Exzellenz, drei von vier Provinzen ist überall eine Mehrheit.« Größerer Beifall.

»Exzellenz, ich distanzieren mich von dem Hinweis des Generalstaatsanwalts auf einen Saboteur und appelliere an meine Kollegen, von derartigen Erklärungen gegen abwesende Staatsdiener, die sich deshalb auch nicht verteidigen können, Abstand zu nehmen.« Mir gefiel der Schrecken, der sich in den Gesichtern meiner Kollegen abzeichnete, als ich das Wort *distanzieren* benutzte, und ebenso die Entspannung, die folgte, als ihnen klar wurde, dass ich nicht das sagte, was sie befürchteten. Selbst Seine Exzellenz geriet einen Augenblick aus dem Tritt. Doch im Unterschied zu uns amüsiert oder erleichtert ihn das Wissen, dass man sich über ihn lustig macht, keineswegs, sondern verärgert ihn zutiefst. Er wendet sich mit einer scharfen Kopfbewegung nach rechts, wo sein Staatssekretär auf der Stuhlkante sitzt.

»Noch etwas auf der Tagesordnung?« So, wie er es jetzt sagt, ist es keine bloße Formel mehr. Es klingt nach Rüge, etwa wie: *Wie oft wollt ihr mir eigentlich diese Frage noch stellen?*

Diese unerwartete Konzentration der Krise auf seine Person ließ den Staatssekretär vollkommen verwirrt und unbeholfen werden.

»O nein, Sir, überhaupt nichts mehr, Sir. Exzellenz.« Und dann schaut er über den Tisch, und unsere Blicke begegnen sich. Ich schreibe mir nicht gerne das Verdienst für Derartiges zu, doch ich meine, das spöttische Lächeln auf meinem Gesicht in jenem Augenblick hat möglicherweise diesen Bürokraten zu einer Kehrtwendung veranlasst. Vielleicht sah er in meinem Gesicht die Schatten von Hohn und Spott, die hinter den

massiven Türen dieser Zitadelle auf ihn lauerten. Beschuldigt man ihn, kriecherisch zu sein, so reagiert er äußerst empfindlich, besonders wenn es von mir kommt, denn ich glaube, er hat eine ganze Menge Respekt vor mir. Und auf eine gewisse Weise mag auch ich ihn nicht ungern. Schließlich ist er – im Gegensatz zu uns anderen – Berufsbeamter, der einem bürgerlichen Präsidenten ... oder dem Generalgouverneur und Vizekönig von Indien ebenso gedient hätte, wie er nun Seiner Exzellenz dient. Doch was immer ihn auch dazu veranlasst haben mag, jetzt zeigt er einen für ihn völlig untypischen Wagemut, der an Verwegenheit grenzt. Er nimmt seine Rede wieder auf: »Aber Exzellenz, darf ich – hm – ergebenst um Ihre Nachsicht – hm – die Nachsicht Eurer Exzellenz bitten und – hm – ein gutes Wort für den Honourable Commissioner einlegen?«

»Welchen Honourable Commissioner? Wie Sie wissen, sitzen hier zwölf von der Sorte!« Diese Bemerkung hätte zu anderen Zeiten Gelächter hervorgerufen, doch etwas vollkommen Neues spielt sich ab, und wir sind alle viel zu überrascht.

»Exzellenz, ich meine den Commissioner für Information.« Langes und verblüfftes Schweigen. Dann sagt Seine Exzellenz, der, das muss ich zugeben, in solchen Augenblicken unübertroffen ist:

»Er braucht kein gutes Wort von Ihnen. Vergessen Sie nicht, ihm gehören alle Worte in diesem Land – Zeitungen, Radio- und Fernsehsender ...«

Uns erfasste eine unbändige Heiterkeit, und unser aller Wohlbefinden war wiederhergestellt. Kollegen, die in meiner Nähe saßen, lachten und klopfen mir auf die Schulter. Andere strahlten mir über den Tisch hinweg ihr Wohlwollen zu.

»Der Honourable Commissioner für Worte«, stößt der Generalstaatsanwalt unter großem Gelächter hervor. »Das ist wirklich gut. Mein Gott, das ist gut!« Er tupft sich die Augen mit einem noch fein säuberlich gefalteten Taschentuch ab.

»Einspruch! Das hört sich viel zu sehr nach mir an«, protestiert der Commissioner für Bauwesen und Raumordnung.

»Das stimmt«, sagt der Generalstaatsanwalt und hört auf zu lachen, um nachdenken zu können. »*Commissioner for Words* und *Commissioner for Works*. Da hat er wirklich recht.«

»Aus theologischer Sicht besteht hier ein grundlegender Unterschied.« Das sagt Professor Okong mit seiner tiefen Kanzelstimme.

»Ha, jetzt legt der Professor wieder los!«, sagt der Commissioner für Erziehung und Bildung. Wir waren ja alle so fröhlich und guter Dinge. Wäre die Sitzung jetzt zu Ende, würden wir zufrieden nach Hause gehen – die Verheirateten unter uns könnten berechtigterweise mit einem Lächeln antworten, sollten sie von ihren Ehefrauen gefragt werden, wie es ihnen ergangen war. Doch wehe! Seine Exzellenz war noch nicht fertig mit uns.

»Was wollten Sie denn eigentlich zugunsten des Commissioner für Information sagen?«

»Exzellenz, es handelt sich ... es ist wegen dieses Besuches in Abazon.«

»In diesem Fall ist die Sitzung beendet.« Er steht unvermittelt auf. So unvermittelt, dass der Lärm, den wir machen, um auf die Füße zu kommen, einer Kirchengemeinde angemessen gewesen wäre, die sich ungehalten und mit schmerzenden Knien nach dem Gebet eines wortreichen Priesters erhebt.

Seine Exzellenz setzt sich wieder und lehnt sich ruhig in seinen Drehstuhl zurück, um unter dem Tisch nach seinen Schuhen zu suchen, die er zu Beginn einer jeden Kabinettssitzung von den Füßen streift und die der Staatssekretär jedes Mal und vollkommen unauffällig mit seinen eigenen Füßen ordentlich nebeneinanderstellt, um Seiner Exzellenz die Mühe ausgedehnten Suchens am Ende der Sitzung zu ersparen. Sollte sich Seine Exzellenz dieses kleinen Dienstes bewusst sein, so erwähnt er ihn doch nie, sondern nimmt ihn für selbstverständlich, wie die Aufmerksamkeit des unsichtbaren Hotelbediensteten, der in einem teuren Hotel in der Nacht die Schuhe putzt. Mit äußerstem Bedacht schaut er zu Boden und schlüpft in seinen rechten Schuh. Er schaut auf die andere Seite und schlüpft in den linken. Und dann lässt er die Lebhaftigkeit seines ersten Aufstehens vollkommen vergessen und stemmt sich von den schweren Armlehnen des Sessels hoch. Und das Erstaunliche dabei ist, dass ihm diese schwerfällige Langsamkeit und die vorige Behändigkeit gleichermaßen gut anzustehen scheinen.

Wir alle stehen stocksteif da. Das einzige Geräusch im Raum kommt von seinen eigenen Bewegungen und vom ununterbrochenen Surren der Klimaanlage, das im Schweigen eines unterwürfigen Kabinetts die Aufmerksamkeit auf sich zieht, eines Kabinetts, das mit angehaltenem Atem verfolgt, wie sich der Chef die Schuhe anzieht, um sich dann, wann immer es ihm beliebt, in die Abgeschiedenheit seiner sich anschließenden Privaträume zurückzuziehen.

Zuweilen pflegt er sich mit einem *Guten Tag, meine Herren* von uns zu verabschieden; heute sagte er natürlich nichts. Als er seinen Platz verließ, sammelte eine Ordonnanz eilig seine Papiere ein und folgte ihm hinaus. Eine andere Ordonnanz, mit eher grimmigem Gesicht, öffnete die schweren, mit geschnitzten Paneelen verzierten Türen, stand stramm und salutierte anhaltend mit bebender Hand.

»Er ist heute nicht bei guter Laune«, sagt der Staatssekretär und bricht damit das Eis. »Wir werden es nächsten Donnerstag noch einmal vorbringen, Chris. Mach dir keine Gedanken.«

Wahrscheinlich soll Seine Exzellenz das hören, und ich glaube, er hört es tatsächlich. An seinem Hinterkopf konnte ich ein Lächeln oder vielmehr die Ausstrahlung eines Lächelns erkennen, wie das schwache Licht an den Rändern einer Sonnenfinsternis.

In der Endphase des Rückzugs Seiner Exzellenz schien mit der Stille im Kabinetssaal eine Veränderung vorzugehen. Etwas Unbestimmbares machte sich bemerkbar und wurde langsam deutlicher. Zuerst dachte ich, die Klimaanlage sei nur

eben um einen Bruchteil lauter geworden, was durchaus der launenhaften Stromerzeugung der Nationalen Elektrizitätsbehörde entsprechen würde. Dann wurde unsere Aufmerksamkeit durch die Bemerkung des Staatssekretärs und die lebhafte Unterhaltung, die sie über die wechselnden Launen Seiner Exzellenz auslöste, für eine Weile von dem Geräusch abgelenkt. Der Generalstaatsanwalt kam zu mir herüber und klopfte mir auf die Schulter.

»Was ist los mit dir, Chris? Warum bist du zurzeit so angespannt und nervös? Entspann dich, Mann, entspann dich! Noch ist das Ende der Welt nicht gekommen.«

Verärgert, doch ohne ein Wort zu sagen, wies ich sein Friedensangebot zurück, als plötzlich, wie auf ein Zeichen hin, jegliches Gespräch im Raum verstummte. Dann wandten wir uns alle dem Fenster an der Ostseite zu.

»Ein Gewittersturm?«, fragt jemand.

Die niedrige Hibiskushecke vor dem Fenster mit ihren vielen leuchtend roten Blütenglocken stand ruhig und von keinem Lüftchen bewegt. Der freie Platz jenseits der Hecke mit dem ordentlich manikürten Bahamagrass zwischen den Betonplatten zeigte weder herumfliegende Blätter noch wirbelnden Staub. Jenseits des Platzes hielt ein weiteres Stück der grünroten Hecke vor dem einstöckigen Ostflügel des Präsidentenpalastes Wache. Über das Dach hinweg sah man die Wipfel der Palmen am Strand sich mit der trägen Gelassenheit wiegen, die sie den sanften Ozeanwinden entgegenbringen. Es war kein gewöhnlicher Sturm.

Der Staatssekretär, dessen Geistesgegenwart nur durch die Gegenwart Seiner Exzellenz beeinträchtigt wird, geht zur Fensterbank, öffnet einen Riegel und schiebt das Glasfenster zurück. Und die Welt dringt mit einer gewaltigen Hitzewelle und dem Lärm einer skandierenden Menschenmenge in das fremde Klima des Kabinettsaales ein. Die riesigen Türflügel hinter sich offen lassend, stürzt gleichzeitig Seine Exzellenz wieder herein.

»Was geht hier vor?«, fragt er außer sich.

»Ich werde nachsehen, Exzellenz«, sagt der Generalinspektor der Polizei, nimmt seine Schirmmütze vom Tisch, setzt sie auf, klemmt den Schlagstock unter den Arm, steht stramm und salutiert.

»Schaut ihn euch an! Da, schaut ihn euch doch an!«, höhnt Seine Exzellenz. »Meine Herren, das ist mein Polizeichef. Steht hier herum und schwatzt, während Gangster den Präsidentenpalast stürmen. Und er hat keine Ahnung, was los ist. Setzen Sie sich, Generalinspekteur!«

Er wendet sich an mich. »Weißt du, was da läuft?«

»Tut mir leid, nein, Exzellenz.«

»Na großartig! Kann mir irgendjemand vielleicht über diesen brüllenden Mob da draußen Auskunft geben?« Er schaut jeden von uns der Reihe nach an. Keiner rührt sich, keiner öffnet den Mund. »Genau das meine ich, wenn ich sage, dass ich keine Exekutive habe. Verstehen Sie jetzt, Sie alle, was ich meine? Nehmen Sie Platz, meine Herren, und bleiben Sie hier!« Er rennt wieder hinaus.

An der Tür salutiert wieder die Ordonnanz mit der bebenden Hand. Vielleicht ist es die Art und Weise, wie der Kerl jetzt einem Henker gleich jene schweren Türen schließt, oder eine kaum merkliche Geste mit dem Maschinengewehr in seiner linken Hand, was dem Generalstaatsanwalt ein tiefes, verzweifelteres Stöhnen entlockt: »O Gott!« Ich grinsse ihn breit an. Er schreckt vor mir zurück wie vor einem gewalttätigen Irren.

In der nächsten halben Stunde fallen sehr wenig Worte. Als sich die Türen wieder öffnen, verkündet eine Ordonnanz: *Professor Okong bitte zur Exzellenz!*

»Ich gehe, um Ihnen die Stätte zu bereiten, meine Herrn ... Doch seien Sie versichert, die bequemste Zelle behalte ich mir selbst vor.« Lachend ging er hinaus. Ziemlich demonstrativ begann auch ich zu lachen. Dann sagte ich zu meinen Kollegen: »Das ist ein Mann nach meinem Herzen. Ein Mann, der nicht beim ersten Anzeichen der Gefahr in die Hosen pisst.« Und ich ging in die äußerste Ecke des Raumes, stellte mich dort alleine ans Fenster und schaute hinaus.

Obwohl stets zu Possen aufgelegt, ist Professor Reginald Okong so etwas wie eine Kämpfernaut und hat sich aus eigener Kraft hochgearbeitet. Unglücklicherweise ist ihm jegliche politische Moral fremd, was für einen Mann, der seine Karriere als Prediger der Amerikanischen Baptistenkirche begann und später Professor für Politische Wissenschaften an unserer Universität wurde, einer doppelten Tragödie gleichkommt. Möglicherweise trägt er, mehr als irgendeine

andere Person außer mir selbst, die Verantwortung für die bemerkenswerte Metamorphose Seiner Exzellenz. Doch vielleicht hatte er es, wie ich, gut gemeint, denn keiner von uns hatte zuvor der Geburt und der Aufzucht eines Babymonsters beigewohnt.

Als begabter Hilfslehrer an den unteren Klassen einer Grundschule war Reginald Okong den Missionaren der Amerikanischen Baptistenkirche aus Ohio aufgefallen, die sich in seiner Gegend verspäteten, aber hartnäckigen Evangelisationsbemühungen hingaben. Sie sagten ihm eine große Zukunft voraus und ordinierten ihn im Alter von 26 Jahren. In typischer Guinnessbuch-Manier nannten sie ihn oft den jüngsten einheimischen amerikanischen Baptistenprediger der Welt. Einheimisch amerikanisch? Um alles in der Welt, nein! Einheimisch afrikanisch! Doch während sie langsam, aber sicher Okong zum zukünftigen Oberhaupt ihrer dortigen Kirche aufbauten, ein Amt, das er in zwanzig oder dreißig Jahren würde übernehmen können, bastelte der junge, intelligente und ehrgeizige Geistliche im Geheimen und in großer Eile an seinen eigenen Plänen. Einer davon führte ihn aus dem missionarischen Weinberg schnurstracks in die weltlichen Gefilde einer schwarzen Universität im Süden der Vereinigten Staaten, sehr zum Entsetzen seiner Gönner aus Ohio, die ihn nicht allein der Undankbarkeit bezichtigten, sondern einen entschlossenen Feldzug mit der US-Einwanderungsbehörde anzettelten, mit dem Ziel, ihn ausweisen zu lassen. Doch auch er war zäh und überwand alle

Morgen dorthin. Es war eine unglaubliche Erleichterung, als er starb – ich schäme mich, das zuzugeben ... Und dann war da Chris, ein junger Mann, dessen ganzes Leben noch vor ihm lag, und doch konnte er dem Tod ins Auge sehen und lächeln und einen Witz machen. Es war einfach unglaublich ...«

»Du weißt nicht, warum ich eben so geweint habe ... Der Witz war eine verschlüsselte Botschaft an mich, an uns alle«, sagte Beatrice zu jedermanns Überraschung. »Übrigens hat es Adamma besser verstanden. Was er zu sagen versuchte, war *The Last Green*. Das war zwischen uns ein privater Scherz. *The Last Green Bottle* – aus dem Kinderlied: *The last green bottle hanging on the wall, and if that green bottle should accidentally fall, there'll be no more bottles hanging on the wall*. Ein schrecklicher, bitterer Witz. Er lachte über sich selbst. Das war die Größe, die sie beide besaßen. Chris und Ikem. Sie konnten über sich selbst lachen und taten es oft. Anders als die pompösen Esel, die jetzt an der Macht sind.«

»Das kann man wohl sagen!«, sagte Emmanuel.

»Wisst ihr, warum ich geweint habe? Chris hatte eben erst begonnen, die Lektion jenes bitteren Witzes zu verstehen. Die Flaschen hängen dort an der Wand an einem Faden, so dünn wie ein Haar; trotzdem schauen sie selbstgefällig auf die Welt herab. Chris sandte uns eine Botschaft, er wollte uns warnen. Diese Welt gehört den Menschen dieser Welt, nicht einem Klüngel, wie begabt er auch sein mag ...«

»Vor allem, wenn er nicht mal begabt ist«, sagte Abdul.

»Es ist dieselbe Botschaft, die uns Elewas Onkel heute eintrommeln wollte, oder nicht? Auf seiner eigenen, verrückten Trommel natürlich. Trotz seiner großen Begabung hatte Chris eben erst begonnen, Menschen wie diesen alten Mann überhaupt wahrzunehmen. Erinnert ihr euch, was er heute Nachmittag gebetet hat? Er war noch nie in einem Haus wie diesem, dem Haus eines weißen Mannes, gewesen, möge es nicht das letzte Mal gewesen sein.«

»Und wir haben *Isé!* gesagt«, sagte Abdul.

»Das haben wir. Das war ein Versprechen. Und es muss glaubwürdiger sein als andere Versprechungen in letzter Zeit.«

»*Isé!*«

Nun endlich schienen die erstaunlichen und heftigen Gemütsbewegungen jenes außergewöhnlichen Tages abzuklingen. So vollkommen, wie die Dunkelheit die Welt draußen umhüllt hatte, so vollkommen war das Schweigen, das auf sie alle herabgesunken war. Ama, von Beatrice liebevoll Vielfraß genannt, weil sie aus der Flasche wie auch an Elewas Brust, die wie eine köstliche reife Papayafrucht am Baume hing, getrunken hatte, schlief nun friedlich in ihrem Bettchen.

Niemand sprach, niemand rührte sich. Niemand suchte den Blick des anderen. Beatrice saß aufrecht, die Arme über der Brust verschränkt ...

Dann endlich, wie von einer langen Gedankenreise eben erst zurückgekehrt, einen wertvollen Schatz in den Augen tragend, murmelte sie – für Freunde, die sie willkommen hießen? oder

nur einfach für sich selbst? *Schön!* und ein zweites Mal noch leiser: *Schön!*

Alle hatten sich ihr zugewandt. Sie allein schaute noch auf etwas in der Ferne – auf ein Drittes vielleicht, den anderen unsichtbar, dem ihre leise und feierliche Anrede galt?

Die letzte Phase der Verwandlung ging schnell. Ein tiefes Atemholen, das im ganzen Zimmer zu hören war, und die von ihr abfallende Starre gaben Kunde von ihrer Rückkehr ...

»Ich kann dir nicht genug danken, Emmanuel, dass du dabei warst und mir die Botschaft zurückgebracht hast. Und natürlich dir auch, Adamma.« Sie lächelte beiden zu und bemühte sich, Fassung zu bewahren. »Wahrheit ist Schönheit, nicht wahr? Muss es wohl sein, damit jemand, der unter solchen Schmerzen stirbt, noch ... noch lächeln kann. Er erkennt alles, und es ist ... wie soll ich sagen? ... es ist unerträglich, ja *unerträglich* schön. Das ist es! Wie in Kunenes Gedicht vom großen König Shaka, auf den die Speere seiner Angreifer von allen Seiten eindringen. Doch wir erfahren, wie er in jenem Augenblick die Wahrheit erkannte und mit einem Lächeln auf den Lippen starb ... Ach, Chris!«

Tränen rannen ihr übers Gesicht, doch sie bemühte sich nicht, sie abzuwischen ...

»BB, was soll das nun wieder?«, protestierte Elewa und bezeugte mit geöffneten Händen den himmlischen Mächten ihre Unschuld. »Selbst *ich* weine nicht so! Du wirst uns doch jetzt keine Schwierigkeiten machen wollen? Ich bitte dich!«

Da die Inhaber der Übersetzungsrechte trotz aller Bemühungen nicht festzustellen oder erreichbar waren, verpflichtet sich der Verlag, geltend gemachte rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.